

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 240.

Freitag, 11. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(9. Fortsetzung.)

Auf Wiedersehen im Haag . . . Er zündet sich eine Zigarette an. — Genau wie zur Friedenskonferenz Diplomatie, Berechnungen, Vorbehalte, Zugeständnisse, Verträge . . . Der kalte Schweiß konnte einem ausbrechen. Aber: „Durch!“ heißt die Parole. Morgen würde er an Madenzie klabern. Sowohl wegen der anstrengenden Juliane als auch wegen des halsstarrigen Molitor. — Und Ines? Bitry versinkt in Gedanken.

Menschen strömen an ihm vorüber; in der hereinbrechenden Dämmerung flammen die Bogenlampen der Promenade auf. Aus den Cafés flutet Musik, fluten strahlende Beleuchtung und sprachenbuntes Stimmengewirr bis auf die Straße. Prinz Bitry entscheidet sich für eine kleine, raffiniert ausgestattete Vikorstube. Hier hat er Ruhe und Muße, um bei Bols und Curacao sich den Plan für den Abend zurechtzulegen, bis es Zeit wird, sich zum Souper umzuziehen, das er mit Ines Discaill einzunehmen gedenkt.

Ines hat sich inzwischen im Imperial von ihrem Chef verabschiedet, der mit dem Abendzug nach Antwerpen zurückfahren will. Sie hat ihren Schek über tausend Franken und einige taktische Winke mit merklicher Zerstreuung entgegengenommen und ist dann auf ihr Zimmer gegangen. Da sitzt sie nun auf der Bettkante, läßt den halb ausgezogenen Schuh auf der Fußspitze wippen und zieht die Perlenkette durch die Zähne. Es ist eine so gute Imitation, daß man ziemlich fest darauf beißen kann.

Ines hat das bestimmte Gefühl, vor einer Entscheidung zu stehen. „Wendepunkt des Lebens“ heißt so etwas in Romanen. Sie würde nun allein in Ostende zurückbleiben; denn auch Juliane fährt morgen früh fort, um sich in Antwerpen nochmals mit Hemptin zu treffen. blieb also Bitry, den sie hier festzuhalten, zu beschästigen und zu sondieren hatte, während Hemptin die erforderlichen Auskünfte drüben einzog. Das war der geschäftliche, sozusagen offizielle Teil für sie. Aber in diesem Augenblick trat er hinter dem inoffiziellen und persönlichen ihrer eigenen Lebensinteressen zurück. Für das Schicksal eines fremden Mädchens sollte sie sich einsetzen, das versorgt und behütet war. Daran, daß auch sie ein Lebensziel haben könnte, dachte niemand. Warum auch? Sie würde schon selbst daran denken.

Sie steht auf, holt aus der Handtasche Molitors Brief und liest ihn noch einmal. Dazu ist sie eine Praline aus Bitrys verlockendem Karton nach der anderen und merkt es erst, als sie ihr zuwider sind.

Übermorgen geht der Postdampfer, die „Levertusen“, von Antwerpen nach Abelaide zurück: dasselbe Schiff, mit dem dieser Brief und wahrscheinlich auch der Prinz gekommen ist. Sie muß antworten — das ist klar; aber ihr graut davor.

Sie faltet den Brief zusammen, steckt ihn wieder in die Tasche und beginnt, sich umzukleiden. Sie tut es langsam, versonnen, doch mit großer Sorgfalt. Wählt instinktiv für diesen Abend eine andere Aufmachung als für den vorhergehenden. Da ist ein Kleid aus türkisblauem Spiegelamt, ganz einfach, lang, mit schwerem Faltenwurf. Es sieht aus wie ein Pariser

(Nachdruck verboten.)

Modell; in Wirklichkeit hat sie den Stoff von Hemptin zu Weihnachten bekommen und ihn nach eigenen Angaben von einer billigen Schneiderin verarbeiten lassen. Die Wirkung war verblüffend, als sie vor den hohen Spiegel tritt; sogar die Perlenkette als einziger Schmuck sieht denkbar gut aus. Ines lächelt nicht, wie wohl sonst, ihr Spiegelbild wohlgefällig an. Ihr Gesicht ist blaß und ernst. Sie legt den Abendmantel um, geht hinunter und läßt einen Wagen rufen.

Als sie kurze Zeit später den Speisesaal des Casinos betritt, ist Prinz Bitry schon da. Er bemerkt sie sofort, und in sein eben noch leicht umnebeltes Hirn schlägt der Anblick wie ein Blitz. Donnerwetter — königliche Erscheinung, die Frau!, denkt er, während er sich erhebt, um ihr entgegenzugehen. „Ines“, murmelt er, sich über ihre Hand beugend, „ich bin überwältigt!“

Ines sieht ihn aus zusammengekniffenen Lidern an. Seine Augen haben den typischen Phosphorglanz des Alkohols; ein Hauch davon bringt auch mit jedem Wort über seine Lippen. „Wirklich? Tatsächlich?“, fragte sie, innerlich tiefbefriedigt. Sie hat in der Box ihm gegenüber Platz genommen und fixiert mit spöttischem Lächeln seine bestürzte Miene.

„Sie machen sich über mich lustig, Gnädigste!“, stellt er fest. Sein Ausdruck verliert die hemmungslose Bewunderung und wird argwöhnisch.

„Meinen Sie? Und dabei bin ich gekommen, um Sie um Rat zu fragen, Durchlaucht!“

„Rat? So? Um was handelt es sich denn? Ich stehe selbstverständlich zu Ihrer Verfügung.“ Er hat die Arme auf den Tisch gelegt und sieht verschwommen und mißtrauisch in ihr Gesicht.

„Nachher! Es geht zwar bloß mich an, aber für mich ist es wichtig. Deshalb wollen wir lieber erst essen. Ich habe mir an Ihren Pralinen fast den Magen verdorben.“

„Das freut mich aufrichtig. Bitte, mich nicht mißzuverstehen! Ich meine natürlich: wenn Sie Vergnügen daran fanden. Ich selber hab' mir als Junge auch mal furchtbar den Magen daran verdorben, wissen Sie; seitdem kann ich das Zeug nicht mehr sehen. — Garçon!“

Während Bitry mit dem Kellner verhandelt, betrachtet Ines ihn mit schweigendem Interesse. Der Sattel seiner Nase ist etwas eingedrückt, und das Kinn weicht zurück. Er gestikuliert elegant mit seinen schönen, gepflegten Händen, an denen heute, außer dem Schlangenring, noch ein großer Solitär funkelt, und wird von den Bedienten in der dritten Person mit „Durchlaucht“ angeredet.

Das Menü ist ausgezeichnet. Bitry wird zusehends nüchterner. Er bestreitet fast allein die Unterhaltung mit Schilderungen und Erlebnissen aus aller Herren Ländern. Er hat viel gesehen und läßt seine von drastischen Wizen und gewagten Kraftausdrücken gewürzte Unterhaltungsgabe in allen Registern spielen.

Ines schmeichelt ihm mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit. Dabei beschäftigt beide der Gedanke, welchen Zweck der andere bei seinem Entgegenkommen eigentlich verfolgen mag.

Merkwürdigerweise scheint Bitry das Thema Ausstra-

ten — Adelaide, Madenzie und Standard-Minen — vermeiden zu wollen. Aber Ines weiß ihn durch geschickte Fragen endlich doch dahin zu bringen. Wenn schon — denkt sich Bitry — bitte! Und er schildert die Ergiebigkeit der Standard-Minen — berebt, in glühendsten Farben.

Ines hört eine Weile zu; dann sagt sie: „Mir gegenüber brauchen Sie sich nicht solche Mühe zu geben, Durchlaucht! Wir sind doch hier unter uns, nicht? Ich will Ihnen mal ganz ehrlich sagen, was ich gehört habe: Es ist nichts mehr los mit der Standard-Company, und Madenzie will sich durch eine Heirat sanieren.“

Einen Augenblick sieht Bitry sie sprachlos an. „Kommt gar nicht in Frage!“, behauptet er nun brüsk. „So ein Unsinn! Wer sagt das? Hemptin?“

„Nein.“

„Der müßte auch besser im Bilde sein!“, brummt Bitry und legt seine Serviette auf den Tisch. „Das ist eine unverschämte Verleumdung. Ich kann Ihnen genau das Gegenteil beweisen. Außerdem ist Fräulein Steegen gar nicht so reich, wie Sie zu glauben scheinen.“

„Nicht? Weshalb will er sie dann heiraten? Sie ist doch nicht sonderlich hübsch.“

„Mit Ihnen verglichen, gar nicht. Aber der Geschmack ist eben verschieden, Fräulein Ines.“

Ines löffelt ihre Eisfrüchte, ohne aufzublicken. „Und was man so geschäftlich beweisen kann, brauchen Sie mir nicht zu erzählen, Durchlaucht!“

Bitry wird die Unterhaltung ungemütlich. Er bestellt beim Kellner Mokka, für sich einen Kognak und für Ines Chartreuse. „Sähen wir eigentlich hier, um uns dauernd über Geschäfte und Angelegenheiten anderer Leute zu unterhalten?“, fragt er und sieht Ines treuherzig an. „Ich habe mir etwas anderes von diesem Abend versprochen, als daß Sie nur gekommen wären, um im Auftrag Ihres Chefs bei mir auf den Busch zu klopfen. Ich hatte geglaubt, Sie würden mir diese Stunden schenken, die vielleicht die letzten hier für uns sind. Wollten Sie mich übrigens nicht in eigenen Angelegenheiten um Rat fragen?“

Ines rührt mit dem silbernen Löffelchen in ihrer Mokkaschale. Sie weiß nicht recht, was sie aus ihrer Lage machen soll. „Ja — ich wollte Ihren Rat. Mein Verlobter hat mir geschrieben. Ich muß ihm morgen antworten und weiß nicht recht, was ich tun soll.“ Sie bewegt leise und in ehrlicher Unschlüssigkeit den Kopf hin und her. Dabei leuchtet ihr Haar über dem blassen Gesicht wie rotes Gold. Als sie aufsieht, begegnen ihre Augen denen des Prinzen.

Schweigend blicken sie einander an. Dann räuspert sich Bitry und trinkt seinen Kognak in einem Zuge aus. „Sie dürften nur echte Perlen tragen, Fräulein Ines! Wirklich!“

Ines nimmt ohne ein Wort die unechte Kette ab und legt sie auf den Tisch. In unbeeinträchtigter Volendung hebt sich ihr Hals aus dem Ausschnitt des türkisblauen Kleides.

„Was tun Sie?“ fragte Bitry.

„Ihnen einen Gefallen.“

Bitry lehnt sich in seinem Sessel zurück, als täte er es, um das Bild der Frau jenseits des Tisches im vollen Umfang zu genießen.

„Steht mir das besser?“ fragte sie, mit etwas unsicherem Lächeln.

Bitry streckt die Hand aus, nimmt die Perlenkette vom Tisch und steckt sie in die Tasche. „Wir wollen sie umtauschen, morgen — ja?“

Ihre Wangen färben sich langsam rot. Sie antwortet nicht.

„Was will Molitor von Ihnen?“ fragt Bitry. Es gibt zweierlei, denkt er unvermittelt: diese Frau oder die Provision für Molitors Terrain...

Dem Impuls des Augenblicks folgend, zieht Ines den Brief aus der Tasche und reicht ihn dem Prinzen.

„Oder beides —?“ Bitry nimmt den Brief. Liest.

Ines greift nach dem Chartreuse. Das war Ver-
rat... Aber nun ist es geschehen.

„Sie wollen nach drüben fahren?“ fragt Bitry und sieht sie über den Rand des Briefes hin an, den er langsam sinken läßt. „Ich würde sehr glücklich sein, Sie dort wiederzusehen.“

„Als Frau Molitor?“ Es klingt gepreßt; denn das Herz schlägt ihr hoch im Halse.

Bitry faltet den Brief zusammen. „Es tut mir leid: Ich kann Ihnen da nicht raten.“

Ines beugt sich über den Tisch. „Haben Sie mir nicht gesagt, daß Molitors Terrain wertlos sei?“

„Wertlos? Nein. Ich habe Sie nur vor Hoffnungen gewarnt, wie sie durch dieses Schreiben erweckt werden.“ Bitry legt den Brief auf den Tisch und greift nach seinem Zigarettenetui; sein Gesichtsausdruck ist undurchdringlich.

Ines verfolgt nervös seine Bewegungen. „Geben Sie mir auch eine Zigarette! Was soll ich tun? Halten Sie mich für geeignet, als armes Farmerweib drüben die Kühe zu melken, Schweine zu füttern und meinem Mann drüben die Transstiefel zu schmieren — selbst, wenn es Molitor wäre? Wie eine Bäuerin in der Einsöde zu hausen — nein, in der Wildnis — mein Leben lang?“ In leidenschaftlicher Eindringlichkeit redet sie, mit sprühendem Blick, auf Bitry ein, als wäre der für alle Schrecknisse dieser Zukunft verantwortlich.

„Nein.“

„Run also! Aber so lebt er doch? Oder nicht?“

„Bis jetzt, ja.“

„Und das wird so bleiben! Denn wenn sich die Ausbeutung des Terrains nicht lohnt? Und woher soll er auch das Geld nehmen?“

Bitry hebt die Schultern. „Er könnte das Terrain ja vielleicht verkaufen...“

„Meinen Sie?“ Ines hält einen Augenblick inne. „Würde es denn jemand haben wollen?“

„Warum nicht? Drüben wird doch andauernd in Terrains spekuliert. Wenn Ihnen daran liegt, werde ich mich gern bemühen. Um Ihr Wohl. Dann könnten Sie immerhin ein ganz gutes Auskommen finden. Aber Molitor selbst — das ist der Haken! Nach diesem Brief glaube ich nicht, daß er verkaufen wird zu normalem Preis. Er ist in seine Idee verrannt. Man kennt das.“ Während er spricht, sieht Bitry auf seine Fingernägel.

Kurzes Schweigen. Dann hört er Ines sagen: „Wenn ich darauf bestehe, dann wird er verkaufen.“

„Warum?“

„Warum? Er liebt mich. Können Sie das nicht verstehen?“

„Doch.“ Bitry sieht noch immer nicht auf. Es ist ihm nicht gut zumute. (Fortsetzung folgt.)

Die Kuckucksuhr.

Sie hängt in meiner Stube drin,
Die liebe, traute Wälderin.
Sie tickt. Die Zeiger gehn voran
Und zeigen mir die Stunden an...
Kuckuk!

Am Morgen, wenn der Tag anbricht,
Ruft sie mir zu: „Auf, säume nicht!
Und schaff und wirf und nütz die Zeit.
Nur so gewinnst du Fröhlichkeit...“
Kuckuk!

Und mittags lächelt sie mir zu:
„Run gönne dir ein wenig Ruh.
Dann greife frisch von neuem an,
Und gehe mutig deine Bahn...“
Kuckuk!

Doch abends, wann die Dämmerung kommt,
Wann jedem die Erholung frommt,
Da lausch ich ihrem tick-tack gern,
Denk an die Lieben in der Fern...
Kuckuk!

Die Stunden rinnen durch den Tag.
Was wohl die Zukunft bringen mag?
Ob Gutes? Oder Herzeleid?
Behalt den Gleichtakt jederzeit...
Kuckuk, Kuckuk, Kuckuk!

M. Engensperger.

Knorke.

Von Hans von Wildsdorf.

Knorke sollte abgebaut werden. — Ob die Tragik dieser Tatsache seinem Hundeverstand voll zum Bewußtsein gekommen war, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls ließ er sich nichts anmerken. Er lag genau wie zuvor jeden Tag nach genossenem Mittagssnack mit dem satten Lächeln des Epikureers auf seinem Fell vor dem Sofa und blinzelte faul in die Sonne. Ab und zu gönnte er sich noch eine Fliege als Nachtisch, sofern diese leichtsinnig genug war, unmittelbar an seiner Schnauze vorbeizuhummen, denn aufgestanden wäre er um keinen Preis der Welt. Er machte also ganz den Eindruck eines mit sich und der Mitwelt zufriedenen Hundes und schien nichts von dem Ungewitter zu ahnen, das sich über ihm zusammenzog. —

Der Entschluß, Knorke aus dem Hause zu geben, hatte zu schweren Kämpfen in der Familie des Majors v. Brüdern geführt, und besonders die Kinder, deren erklärter Freund und Spielfkamerad Knorke war, wollten ihn nicht wieder hergeben. Auch die Frau des Hauses versuchte, ein gutes für ihn einzulegen, aber da sich das Konto seiner Sünden in erschreckender Weise vergrößert hatte, blieb der Major unerbittlich.

Knorke war etwa vor Jahresfrist als Geschenk eines Verwandten ins Haus gekommen und hatte zunächst allgemeine Begeisterung erregt. Diese verdante er weniger seiner äußeren Schönheit, als dem Umstande überhaupt, daß ein Hund eine Neuerscheinung in dem Hause des Majors bildete. Welcher Rasse Knorke angehörte, war beim besten Willen nicht festzustellen. Am meisten hatte noch die Annahme für sich, daß er sein Dasein der Ehirung einer Dackelstube verdankte. Ob aber sein Vater ein Corgi, ein Pinscher oder ein Foxterrier gewesen, war nicht zu ermitteln. Nach Ansicht des Majors hatte er jedenfalls die schlechten Eigenschaften jeder dieser Rassen geerbt.

Daß Knorke selbst diese Ansicht teilte, kann nicht behauptet werden. Im Gegenteil, er verstand durchaus nicht, warum die bösen Menschen immer wieder mit dem gräßlichen Schlastruf: „Fui!“ über ihn herfielen und ihn für irgend eine Schandtat bekräften wollten. Wenn der Driestäger immer so schlecht nach billigem Tabak roch, so war es doch ganz selbstverständlich, seinem Mißfallen dadurch Ausdruck zu geben, daß man ihm die Nase zerriß. Auch daß es zu den einfachsten Regeln der Gesundheit gehörte, die Zähne an einem Tischbein oder einem neuen Strohhut zu schärfen, wollten die dummen Menschen nicht begreifen. Sie mußten ja auch alle Nase lang zum Zahnarzt laufen, weil sie nicht von Jugend auf daran gewöhnt waren, täglich mindestens einen Pantoffel zu zerkauen. Ebenso war es eine selbstverständliche gymnastische Übung, im Garten tüchtig zu graben; außerdem nahm man doch dem Gärtner die Arbeit ab. Wozu also dann das Gezeter und die Aufregung? Was ihn aber am meisten verlegte, war das mangelnde Verständnis seines Herrn dafür, daß er ab und zu abends bummeln ging. Als wenn der Herr Major in früheren Jahren — na, er wollte nicht aus der Schule schwappen, — aber wenn man schon, wie er, zarte Beziehungen zu der Mopschändin von gegenüber angeknüpft hatte, dann mußte man auch von Zeit zu Zeit mit ihr ausgehen. Das machten die Menschen gerade so, er jedoch bekam die Peitsche dafür, — es war eben doch eine ungerechte Welt.

All diese gewiß berechtigten Überlegungen Knorkes konnten aber nichts daran ändern, daß der Major, als er den dritten Strafbefehl wegen „freien Umherlaufens eines herrenlosen Pudelbastards“ erhalten hatte, wütend ausrief: „Jetzt fliegt die Bestie raus!“

Nachdem eine Freundin der Frau Major gefunden worden war, die den Hund „schrecklich gern“ haben wollte, wurde Knorke in einen Korb gepackt und unter Geheul der Kinder vom Burtschen weggetragen. Knorke fühlte sich sehr unbehaglich, denn in dem Korb roch es schauerhaft, und das Stroh schmeckte lange nicht so gut, wie das der Gartenmöbel zu Hause. Aber er fügte sich der rohen Gewalt und ergab sich in sein Schicksal.

In seiner neuen Heimat sah er sich den Betrieb einen Tag lang an. Da es jedoch dort keinen Garten gab, die Reissuppe menschenmiserabel war, und er vor allem große Sehnsucht nach seiner Mopsfreundin hatte, beschloß er am nächsten Morgen, seinen „Besuch“ abzubrechen. In einem unbeachteten Augenblick entwischte er durch die Haustür und hatte sich bald in sein altes Heim zurückgefunden. Er fand das Haus öde und leer, denn die Kinder waren in der Schule, die gnädige Frau machte mit dem Mädchen Besorgungen, und der Herr Major war im Dienst. Nachdem er durch das offene Fenster ins Speisezimmer gelangt war und die Reste vom Frühstückstisch zu sich genommen hatte — sein Magen bedurfte dringend einer Stärkung — beschloß er, sich als wohlzogener Soldatenhund bei seinem Herrn zur Stelle zu melden. Also machte er sich auf den Weg zur Kaserne.

Er ahnte nicht, daß gerade die Besichtigung des Bataillons vor dem Obersten stattfand, und wenn er es gewußt hätte, wäre es ihm sehr gleichgültig gewesen. Schon von weitem sah er seinen Herrn auf dem Kasernenhofe stehen und jagte in langen Sprüngen

auf ihn zu. Der Major stand in dienstlicher Haltung vor dem Herrn Oberst und mußte sich einige wenig angenehme Worte über den Verlauf der Besichtigung sagen lassen. Auf einmal stürmte ein braunes Etwas heran, drängte sich zwischen ihn und den Kommandeur, sprang drei-, viermal an ihm hoch und gab seiner Freude durch lautes Gebell Ausdruck. Der Major wurde bleich. Die Miene des Herrn Oberst aber verzog sich zu einem wohlwollenden Lächeln.

„Was für ein reizender kleiner Kattler!“ sagte er. „Sie sind wohl großer Hundefreund, Herr Major?“

„Zu Befehl, Herr Oberst“, antwortete dieser. Was er innerlich dachte, war nicht festzustellen.

„Das freut mich. — Ich sehe es gern, wenn die Herren recht tierlieb sind. — Das zeugt von gutem Charakter!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Knorke sah zu Füßen seines Herrn und schaute ihn von unten herauf an, als wenn er sagen wollte: „Siehst du, es gibt doch noch einigermaßen vernünftige Exemplare eurer Gattung.“

— Seit diesem Erlebnis sind einige Jahre vergangen. Noch immer hält Knorke auf dem Fell vor dem Sofa seine Mittagsruhe, und er gedenkt seinen Lebensabend im Hause des Majors zu beschließen. Die Mopschändin von gegenüber hat er unter anderen geheiratet, und die kleinen Möpse sollen ihm teilweise sehr ähnlich sehen.

Liane spielt nicht mehr.

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Sie wollen die Hellwig nicht wieder nehmen?“

Der Direktor hob mit gespieltem Bedauern die Schultern. „Wir haben einen Film mit ihr gebreht — schön. Sie war auch im Anfang ganz nett, ganz apart.“ Er konnte ein Schnunzeln nicht unterdrücken. „Aber sie macht uns keine Kasse, und es gibt so viele andere.“

Brud, der Regisseur, hatte ein ernstes Gesicht. „Vielleicht haben wir selbst die Schuld daran. Wir reißen diese Mädchen aus ihrem Leben heraus, stellen sie vor den Apparat, die Kasse macht sie zu einem Star, sie lernen viel, aber wenig von Kunst ...“

Der Direktor wehrte lächelnd ab. „Brud, Sie sind Althet, ich weiß es. Und ich bin Geschäftsmann. Machen Sie sich keine Sorgen um diese jungen Damen. Die finden alle ihren Weg. Jemandem wird Liane schon gefallen.“

Brud sah mit einem merkwürdigen Blick den kleinen Mann an; er dachte daran, wie dieser erst vor wenigen Tagen Liane — es sollte spontanes Lob sein — mitten in der Atelierarbeit geküßt hatte; jetzt ließ der sie fallen. Brüst drehte sich der Regisseur um und ging durch die aufgebauten Dekorationen nach dem Ausgang. Hinter einem hohen Verlaßstisch stieß er unvermutet auf Liane. Er erkannte sofort an ihrem Gesicht, daß sie alles gehört hatte, und drückte ihre Hand. „Und nun?“

Über das schöne junge Gesicht glitt ein Schatten. „Sie hörten es ja: Jemandem werde ich schon gefallen.“

„Und das ist Ihr ganzer künstlerischer Ehrgeiz?“
Fast verwundert sah sie ihn an. „Glauben Sie denn, daß ich etwas kann?“

„Ja, Liane. Aber man muß auch wollen, man muß mehr sein wollen, als man bisher war.“

Aber diese wenigen Worte dachte Liane Hellwig lange nach. Sie mochte Brud gern. Wenn auch dies eine Jahr sie eine Freizügigkeit des Lebens gelehrt hatte, die ihre Jugend gern aufnahm, wenn auch das Kameradschaftliche, Ungezwungene, heimliche und offenes Werben ihr zur Selbstverständlichkeit geworden war, gefiel es ihr doch, daß Brud unter allen der einzige blieb, der sie nicht mit dem vertraulichen „Du“ anredete, und das band sie auch außerhalb des Ateliers mit seinem Jargon an ihn. Aber jetzt war alles zu Ende. Liane sah noch keinen neuen Weg.

Drei Monate später bat Brud sie um eine Unterredung. In der Ecke eines Kaffeehauses erzählte sie kurz, was sie anfangs überraschte und dann erfreute: Er hatte beim Meteor-Film gekündigt. Er würde einen eigenen Film herausbringen, einen Film ohne Bett und Verführung und Girls, aber mit einer Idee — es könnte ein Erfolg werden. Aber Liane sollte mitspielen.

Nachdenklich sah sie vor sich hin. In die erste Freude mischte sich ein fremder Gedanke: Er meint es gut mit mir, er liebt mich vielleicht sogar, und wenn ich nun mit ihm spiele, ist es dann nicht dasselbe, wovon mir zuerst bange war?

Da streckte er die Hand über den Tisch herüber und sagte ernst: „Ich freue mich, daß Sie überlegen, Liane. Denken Sie auch daran, daß wir viel und schwer arbeiten müssen.“

Da sagte sie ohne Bedenken zu.

Mancher Tag kam, an dem sie ihn nicht wiedererkannte. Verbohrt in seine Idee, streng, unermüdlich, unnachgiebig arbeitete er von morgens bis abends. Sie las es ihm von den Augen ab, wenn sie ihm mißfiel. Dann packte sie der Ehrgeiz, oder sie bat ihn offen, zu erklären, wie er sich die Szene vorgestellt

habe. Und sie freute sich wie ein Kind, wenn sie selbst Vorschläge machen konnte, die er gern annahm.

Am Tage nach der Uraufführung kam Brud mit einem Paket Zeitungen zu Diane. Sie lasen lange, schweigend. Als Diane das letzte Blatt beiseite legte, fragte sie, und es war etwas Bellommenes in ihrer Stimme: „Und was sagt mein strenger Lehrer dazu?“

Sein Gesicht hatte alle Herrlichkeit verloren. „Es gab einmal ein kleines Mädchen — und es ist eine große Künstlerin daraus geworden.“

Sie hätte ihn für dies Wort so gern geküßt. Und sie sagte nur leise, ein wenig müde und ein wenig sehnüchlich:

„Jetzt möchte ich eins noch werden ...“

„Und das ist, Diane?“

„Mensch sein — — —“

Er stand auf und zog die Vorhänge zurück, so daß die helle Sonne hereinstrahlte. „Heute abend fährt der Zug nach München. Morgen können wir in einem kleinen Dorf in Tirol sein. Willst du, Diane?“ Er kam zurück, nahm ihre Hände: „Willst du meine Frau werden?“

Sie sah ihn an. Er wußte immer den richtigen Weg. Und jetzt durfte sie ihn küssen. —

Mehr als ein Jahr später begegnete Brud dem Direktor des Meteor-Films auf der Straße.

„Fabelhafte Sache, was ich jetzt herausbringe“, schwabte der Kleine. „Übrigens die Hellwita — entinnen Sie sich noch? — hat sich ja gemacht, ich wußte es ja. Aber jetzt scheint Schluss zu sein. Haben auch nichts mehr von ihr gehört, was?“

Brud sah nach der Uhr. „Vor einer halben Stunde habe ich telefonisch erfahren, daß Diane mit ein Mädchen geschickt hat. Und nun muß ich mich beeilen, daß ich zu meiner Frau komme!“

So überrascht blieb der andere stehen, daß er sogar vergaß, den Hut zu ziehen.

Neue Bücher

* „Der 9. Band des „Großen Brockhaus“ (J.-Kas). Mit stets gleichbleibender Pünktlichkeit und Sorgfalt fügt der alte Leipziger Lexikonverlag J. A. Brockhaus einen Baustein des von ihm begonnenen Monumentalwerkes auf den anderen. Aus neun stattlichen Bänden besteht nun schon die Reihe des „Großen Brockhaus“, den zehnten dürfen wir noch in diesem Jahr erwarten: damit wird die Hälfte des schwierigen Weges zur Vollendung des Wertes zurückgelegt sein. Die textliche Zuverlässigkeit des „Großen Brockhaus“ ist auch an dieser Stelle schon wiederholt hervorgehoben worden. Der neue Band bringt wieder eine ungeheure Fülle interessanter Artikel, von denen nur folgende wahllos genannt werden sollen: Industriebauten (mit 16 Abb.), Italien (etwa 90 Spalten Text, 65 Abb. und 15 bunte Karten), Japan (46 Spalten Text, 76 Abb.), Jugendbewegung (17 Abb.). Wieder, wie schon bei den übrigen Bänden, wendet sich unsere ganze Aufmerksamkeit der hervorragenden Bebilderung zu. Welche Sorgfalt der Verlag gerade diesem wichtigen Punkt gewidmet hat, zeigen kurze Stichproben. Wir finden Tierphotos von den besten Tierphotographen des In- und Auslandes, die nicht nur die äußere Erscheinung des Tieres zeigen, sondern es auch bei seinen Lebensgewohnheiten belauschen (Giraffenherde in der Steppe, Totengräbertäfer bei der Bestattung eines Maulwurfs usw.). Die Völkertafeln (Indien, Islam, Japan) bringen charakteristische Aufnahmen gegenüber den früheren Phantasietafeln. Oft wird die Luftbildaufnahme zu Hilfe genommen, um den Aufbau einer Landschaft, einer Stadt klarzumachen, auch unerschließbare Gegenden werden auf diese Weise im Bild gezeigt (Karatorum; Inlandaleischer in Grönland). Vorbildlich zusammengestellt sind die Tafeln aus dem Gebiet von Wirtschaft und Technik (Kaffee, Kältetechnik) oder über Fabrikationsvorgänge (Kataogewinnung, Herstellung von Kalao und Schokolade). Inhalt und Ausstattung des Bandes sind der Tradition dieses monumentalen Wertes und seines Verlages wieder durchaus angemessen.

* „Die wirtschaftliche und soziale Lage der Angestellten.“ (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin NW. 6.) Mit Hilfe eines ausgedehnten Quellenmaterials, in zweijähriger Arbeit und unter Leitung von sachkundigen Mitarbeitern, wie A. Kasten, A. Vogel, H. Horbat, W. Böse, G. Wilhelm und C. Hennig, ist diese gründliche Arbeit entstanden. Der Kritiker kann sich mit der Art der Erhebungen nur einverstanden erklären. Rund 150 000 Fragebogen mit weit über 100 Einzelfragen lagen der Bearbeitung zu Grunde, von denen 123 304 verwendbar waren. Nicht enthalten sind

in dem statistischen Werte die Erhebungen über stellenlose Angestellte, über Lehrlinge und über die Verhältnisse in Danzig und im Saargebiet. Berücksichtigt muß werden, daß die Erhebungen im Frühjahr 1929 abgeschlossen wurden. Sie bezogen sich auf die biologischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Angestellten. Mit Schaubildern, Tabellen und klugen, sachlichen Worten will das Werk nachdenklich machen: über soziale Stellung des Angestellten, seine Stellung in der Volkswirtschaft, über seine Einkommensverhältnisse, seine sozialen Anstellungsbedingungen, seine Wohnverhältnisse. Aber das Material gibt darüber hinaus einen aufschlußreichen Einblick in ihre persönlichen Verhältnisse. Wer zwischen Zeilen lesen kann, erkennt die mannigfachen Wechselbeziehungen aus Geschlecht, Familienstand, sozialer Herkunft und Berufsgruppen. Man hat nirgends den Eindruck trockener Statistik, sondern einer Wirklichkeit spiegelnden Lebensnähe, und das macht neben der Belehrung das Buch interessant.

Dr. K.

* Tomislav Bitezović: „Die Anderen“, Roman. (Amalthea-Verlag, Wien.) Michael, ein Amerikaner, Sohn eines eingewanderten Madjaren und einer Anglojählin, fühlt die Stimme seines Blutes in sich erwachen und kommt, der Urheimat seiner Väter in dem ersten Aufleuchten des Weltbrandes beizustehen, nach Ungarn. Er gerät in Kriegsgefangenschaft, und, als er zurückkehrt, bricht die Doppelmonarchie zusammen. Die Rumänen marschieren in sein neu gewonnenes Vaterland ein. Er wird verdächtigt, Kommunist zu sein. Nach den entsetzlichen Folterungen, nach Hungerstreiken, Prügeleien, Mißhandlungen kommt er in das verstümmte Ungarn zurück. Er führt das Leben der vielen tausenden Ausgestoßenen im „Chicago“, dem Glendsviertel von Budapest. So verbringt der Sohn des reichen Gummifabrikanten aus Cleveland ein Leben grauester Armut, als er Krum Daness kennen lernt, einen Macedonier, auf dessen Kopf die Belgrader Regierung einen Preis gesetzt hat. Neben seinen Erlebnissen verblaßt vor Michael die Erinnerung an die rumänische Hölle. Der Zufall bringt die beiden Leute mit Thaddäus Ryglinski, dem exzentrischen polnischen Grafen, zusammen, der sie auf den Gedanken bringt, eine phantastische politische Aktion ins Leben zu rufen. Als Gegenspieler tritt dann ein Deutscher, ein typisch nordischer Individualist, auf den Plan, der nicht nur politisch gegen sie arbeitet, sondern auch um eine Frau kämpft. Das Buch ist nicht nur ein Roman, sondern auch ein Dokument der Zeit, eine Schilderung gegenwärtiger Zustände.

* „Feuer auf den Gipfeln.“ Vier Jahre Südtiroler Alpenkrieg von Fritz Weber. Mit Bildbeilagen und bebildertem Umschlag. (Verlagsanstalt vorm. G. I. Manz, Regensburg.) Um das Fort Verle, den Monte Cimone und die Hermada schlingen sich diese Schilderungen des Alpenkrieges, die mit starker Erzählerkraft in fesselnden Einzelschnitten wiedergegeben sind.

* Neue Bücher aus dem Verlag Ars sacra, Josef Müller, München: Pfarrer Karl Wild: „Großes Kreuztragen“. Marga Müller: „Betende Händlein in betender Hand“. Otto Karrer: „Marianisches Offizium“. Dr. P. Rosmann D. S. B.: „Liturgie und Opferseele“. „Herz-Jesu-Büchlein“. Der führende katholische Verlag veröffentlicht wieder eine Reihe wertvoller Erbauungsbücher. Sie alle werden vielen Gläubigen und Suchenden in schwerer Zeit Trost und Hilfe sein, über letzte Dinge des Lebens Klarheit geben und westanschauliches Gefühl vertiefen. Gerade in schicksalvoller Stunde wird man um so lieber auf sie zurückgreifen, die von feinsinnigen Seelsorgern und Seelenkennern geschrieben sind. Mustergültig ist auch die äußere Ausstattung, welche die Bände mit den schönen Tiefdruckbildern zur Zierde jeder Bücherei macht; ein drucktechnisches Kunstwerk bedeutet mit seinen reizenden farbigen Zeichnungen vor allem das Buch „Betende Händlein“, ein fröhlich frommer Weg ins Gottesreich für Mutter und Kind.

Is.

* „Der kaufmännische Briefwechsel.“ Neubearbeitet von Dipl.-Kaufmann G. Friedel. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Auch dieses Bändchen aus der Sammlung „Hilf dir selbst“ ist für den Selbstunterricht bestimmt. Das Bändchen enthält alles, was für den Briefwechsel wissenswert ist.

* „Wie Arterien-Verfälschte gesund werden und bleiben.“ Von Dr. med. B. Behr. (Verlag Bruno Wiltens, Hannover.) Aus diesem Werkchen ist klar und verständlich zu ersehen, wie diese im Alter gefährdeten Schreckgespenster genannt werden können. Das Buch gibt wertvolle Ratschläge und Verhaltensmaßregeln.